

Treue

Autor(en): **Schrönghamer-Heimdal, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 15

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es ist, wenn man unangenehme Dinge verschweigt. Es merkt, daß man böse Worte und Strafen umgehen kann, wenn man nur eine sichere Ausrede findet. Und das Kind findet sie, die Mutter war ihm ja ungewollt ein Lehrer dafür. So wird denn das Kind Vorfälle, die auf der Straße, in der Schule, bei Bekannten vorkommen, bald auch der Mutter verschweigen, bei allen Vorkommnissen in der Familie aber bettelnd zur Mutter sagen: „Bitte Mutter, sag es nicht dem Vater!“ . . . Schuldlos schuldig ist so das Kind, es ist auf abwegige Bahn gekommen, ohne Wissen, ohne Wollen.

Man verstehe mich aber nicht falsch. Ich will durchaus nicht sagen, daß der Vater nun unbedingt auch alles erfahren müßte, was in der Familie vorkommt. Es gibt Gründe, die es die Mutter für gut finden lassen, daß sie dem Vater dies und das nicht sagt. Er kommt übermüdet und verärgert vom Berufe heim, sie will ihn nicht beunruhigen. Er ist krank, sie will Aufregungen von ihm fern halten. — Wichtig aber ist, daß das Kind niemals den Eindruck bekommt: dem Vater wird das verheimlicht, weil mir die Mutter helfen will, der Vater soll hintergangen werden. Es ist

sicherlich gut, wenn die Mutter dem Kinde, sobald es verständig genug ist, dann etwa sagt: „Weißt du, dem Vater müßten wir das ja unbedingt sagen. Aber du weißt auch, er ist krank, und wir wollen ihm nicht weh tun. Wenn aber wieder etwas vorkommt, muß er es erfahren, denn er soll alles wissen, wie ich. Nimm dich also zusammen und erspare ihm das . . .“

Freilich, nur auf Ausnahmefälle, die die gewissenhafte Mutter ohne weiteres als solche erkennt, soll das beschränkt bleiben. In einer Familie, der Erziehung eine ernstliche Angelegenheit ist, darf und muß Offenheit und Vertrauen herrschen. Unerbittlich müssen die kleinen Lügen, die halben Aufrichtigkeiten, die sich so leicht einschleichen und festsetzen, bekämpft werden. Die Väter aber, die mit allzugroßer Strenge erziehen wollen, sollen sich die Worte Carmen Sylvas ins Herz schreiben:

„Es gehört viel Mut dazu, ehrlich zu sein, wenn die Strafen so streng sind. Man denkt gar nicht, wie schwer man es durch so große Strenge den Kindern macht ehrlich zu sein, und welch hohes Maß von Mut man von ihnen verlangt, wenn sie sich selbst anklagen sollen.“ Josef Scherl.

Treue.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Der Buttermann Franz, der beim Balzenbauern Großknecht war, stapfte die Haselhänge gegen den Bergwald hinauf und pfiff ein Liedlein ums andere in die herbsthelle Weite. Besenreißig sollte er holen, auf daß er die langen Winterabende Arbeit hätte auf der Ofenbank, wenn an den Wänden hin die Spinnräder schnurrten und der Bauer im Herrgottswinkel den Webstuhl meisterte.

Bald saß er schaukelnd im Bispel einer Birke und bog sich die taug samen Reiser heran. Ein ganzer Wald von Birken war um ihn und sein Schnittmesser hielt reiche Ernte. Einen ganzen Leiterwagen voll des besten Reissigs schnitt er an diesem Nachmittag. Als er es aber abends mit dem Ochsen heimholte und wieder singend und pfeifend zu Tale fuhr, drohte eine steckenschwingende Faust in stummem Rachegrimme hinter ihm drein: „Wart' nur, Kerl, dir will ich's zeigen, ob man so mir nichts dir nichts in fremden Hölzern Reissig stehlen darf! Dein Bauer soll mir's büßen mit barem Geld, und tut er's nicht, so werd' ich advokatisch! Dann kriegt er die Kosten auch noch.“

Der alte Kottler, dem der Birkenwald gehörte, war ein Knauser, wie er im Buche steht, und kannte keinen Spaß, wenn es um sein Eigen ging, obwohl er selbst zwischen Mein und Dein nicht allzuscharf schied, wenn gerade niemand um die Wege war. Er war vor ein paar Jahren aus dem Böhmischem herübergekommen, hatte die Keusche am Dorfsende gekauft und brachte sich mit Rechenmachen und Schwingenzäunen durch, soweit ihn die Künste seiner „langen Finger“ nicht nährten. Dem alten Kottler war alles zuzutrauen, nur nichts Gutes.

Als in der Stube des Balzenbauern die Spinnräder schnurrten und der Buttermann Franz, der Großknecht, auf der Ofenbank die Reiser kunstreich zu Besen band, da trat der Postbote durch die Türe und übergab dem Bauern im Webstuhl ein Schreiben.

„Vom Gericht?“ fragte er befremdet. „Was hab' ich mit dem Gericht zu schaffen? Hab' ich jemand umgebracht? Bin ich etwa ein Dieb?“ Wie er aber das Schreiben entfaltet und seinen Inhalt liest, wirft er es wie eine giftige Natter in die Ecke: „So, so der alte Kottler! na ja, dem

sieht's ja gleich! Seit der Lump im Dorf ist, haben wir den Unfrieden an allen Ecken und Enden. Aber justament nicht! Besenreißig ist ewig frei wie die Pilze im Wald, wie drei Rüben auf dem Feld. Mögen die im Böhmischen einen anderen Brauch haben, wir im Bayerischen halten an Recht und Herkommen. Ich will ihm vor Gericht die Zäh'n zeigen, daß es ihm ein zweites Mal nicht gelüstet.

Der Buttermann Franz, der Großknecht, schaut betroffen vom Besenbinden auf: „Ja, Bauer, wenn ich das gewußt hätt', daß der Birkental dem alten Rottler gehört, hab' baumfest glaubt, es wär' der unsere. Wirklich, Bauer, ich kann nichts dafür!“

„Sorg' dich nicht, Franz, ich mach's schon recht,“ beschwichtigt der Balzenbauer voll Grimm über den boshaften Friedensstörer.

Mitten im Winter, bei krachendem Eis und staubendem Schnee, müssen die zwei den stundenweiten Weg zum Gerichtstag.

Obwohl sich der Bauer mit Händen und Füßen gegen die Vergewaltigung des alten Herkommens wehrt, es hilft nichts, er muß dem Rottler die Buße für das Besenreißig und dem Gerichte die Kosten zahlen. Der Advokat nimmt das Seine noch extra. Die ganze Bescherung hält sich die Waage mit dem Jahreslohn eines Knechtes.

Wortlos, voll inneren Grimmes über die Niederlage vor Gericht und den Triumph des alten Sünders stapfen der Balzen und sein Großknecht den stundenweiten Weg wieder heimzu. Es ist schon geschlagene Nacht, wie sie daheim in die kachelwarme Stube treten. Da endlich findet der Knecht das erste Wort: „Bauer, ich bin schuld, daß du so viel büßen mußt heute. Ich nehm's auf meine Kappe: ein Jahr lang dien' ich dir umsonst, ohne Lohn und Leistung. Ist's dir recht?“

Der Bauer stutzt erst eine Weile, dann reckt er ihm, wie in heimlichen Gedanken, die Hand hin: „Ist mir recht, Franz. Es soll gelten.“

Und der Buttermann Franz werkt ein ganzes Jahr, von Lichtmeß bis Lichtmeß, ohne jeden Lohn auf dem Balzenhof, bloß um die rauhe Bauernkost. Was das heißt, kann nur der beurteilen, der das Knechtesleben kennt: vor dem ersten Hahnenschrei auf, nach dem letzten Tageslaut steinmüd auf dem Strohsack. Dazwischen tausend harte Handgriffe bei Sonnenbrand und Wettersturm. So Tag für Tag, dreihundertfünf-

undsechzigmal. Und wenn das Jahr aus ist, als Lohn — eine große Null, daran nicht einmal eine Stallfliege nagen mag.

Aber dem Buttermann Franz verschlägt es nichts. Er hat sich's so vorgenommen — ein Mann ein Wort! Und ein Knecht hat so gut seine Ehre wie der größte Hofbauer. Er tut seine Arbeit eher noch treuer und fleißiger als zuvor, nicht daß ihm jemand nachsagen möchte: Heuer, weil er keinen Lohn kriegt, läßt er alles liederlich hängen und schleifen. Der Balzenbauer sieht seinen vermehrten Eifer, ist da und dort mit kargem Lob zur Hand und im übrigen — denkt er sich seinen Teil. Kommt Zeit, kommt Rat... Kommt Rat, folgt Tat...

Wie aber das mühselige und geschundene Bauernjahr um ist und die Dienstboten am Lichtmeßtag um den großen Tisch stehen, auf daß sie Lohn und Leistung erhalten, da drückt sich der Buttermann Franz zwischen Stall und Schupfe herum und sieht den Tropfen zu, die die wärmende Sonne von den Eiszapfen an den Dachtraufen löst. Mitten in sein Sinnen und Strubeln aber stört die Stimme der Bäuerin:

„Franz, sollst auch in die Stube kommen!“

„Ich?!“

In der Stube aber sagt der Balzenbauer vor versammeltem Gesinde:

„Franz, wir zwei haben zwar ausgemacht, daß heuer nichts abfallen soll für dich wegen dem Besenreißig. Weil du aber doppelt so treu und fleißig gedient hast wie sonst — wir alle wissen es — sollst du auch doppelten Lohn und doppelte Leistung haben für dieses Jahr. Da — nimm und zier dich nicht lang, du hast es redlich hereingebracht. Gelt, wir bleiben hinfür auch wieder beisammen?“

Der Franz kann nur nicken. Es würgt ihn so im Hals, und in den Augen brennt es ihn, daß er nur nach der dargereichten Rechten des Bauern tappen kann. Auch in dessen Augen blitzt es so hell wie von Tauperlen im besonnten Wiesen-gras, und alle in der Stube fuhren sich mit Händen und Schürzen, mit Rockzipfeln und Ärmeln so seltsam über die Augen, als müßten sie etwas wegwischen.

Noch denselben Tag ist's in aller Leute Mund, was zwischen dem Balzenbauern und seinem Großknecht, dem Buttermann Franz, geschehen. Rühmende Reden heben den einen wie den andern in den Himmel, und ein Altvater sagt: „So

ist's recht! Das nennt man Treue! Das ist mal ganz und gar bairisch, wie es auch die Altvordern gehalten. Werdet sehen, die zwei, der Balzenbauer und der Buttermann Franz, bleiben ihr Lebtag beisammen, denn solche Treue ist ein Bündnis, das nicht einmal der Tod zertrennen kann."

Der Altvater hat recht behalten: Der Balzenbauer und sein Großknecht sind durch diese Treue zusammengewachsen wie ein Steinfelsen und nichts hat sie auseinander bringen können, nicht einmal der Tod. Denn solche Treue währt in alle Ewigkeit.

Sogar den alten Rottler hat die Rührung überkommen, wie er von dem seltsamen Handel gehört hat. Er hat dem Balzenbauern die Buße für das Besenreisig wieder gutgemacht und gebeten, sie möchten ihn mittun lassen im Dorf in der treuen bayerischen Weise, die weit über der böhmischen stehe. Und so ist aus einem Unrecht ein Recht geworden, über das nur ein Lob gewesen in der ganzen Gegend, so daß die Leute immer noch in den Winterstuben davon erzählen, obwohl die Geschichte ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Es ist eben eine Herzenssache, die Treue, die liebe Treue.

Frau Sonne.

Frau Sonne hell, Frau Sonne hoch,
Du schaust auf mich hernieder;
Kennst du den alten Wandrer noch?
Du kennst ihn nimmer wieder!

Frau Sonne hell, Frau Sonne gut,
Kannst du auch Wunden heilen?
Mir bricht das Herz, mir brennt das Blut,
Frau Sonne, thu' dich eilen!

Frau Sonne zog so still durchs Tal
Und gab mir schlimme Kunde:
„Es dringt so tief kein Sonnenstrahl,
So tief wie deine Wunde!“ Karl Stieler.

Vom wahren Heldentum.

Von Alb. Hügli.

In unserer Zeit wird mit dem Wort „Held“ allzu frei umgegangen. Wen nennt heute die große Masse einen Helden? — Einen hervorragenden Fußballer, Rennfahrer oder einen Boxer. Für die Stempelung zum Helden ist dabei wichtig, daß das Ziel, das man sich gesetzt hat, unter größter Anstrengung erkämpft wird, oder zum mindesten, daß die Empfindung durch die Masse geht, es sei so. Schnell wird dann einem solchen Helden ein Thron errichtet, vor dem man anbetend im Staube liegt. Wie viele aber sind schon feierlich in den „Tempel der Helden“ eingezogen, um bald wieder unter den Trümmern dieser „ehrwürdigen Halle“ begraben zu werden? — Das Urteil der Menschen ist außerordentlich wandelbar; was heute noch seinen Glanz besitzt, erscheint uns vielleicht morgen schon nur noch als Abglanz des verflissenen Tages.

Der wahre Held ist aber in dem, was Verehrung verdient, eigentlich unsichtbar. Im Sichhingeben, sich selbst zum Opfer bringen, besteht das Heldenhafte. Sicher darf auch ein vorbildlicher Lebenswandel als heldenhafte bezeichnet

werden. Ein solches Leben besteht in Liebe und Demut, in der Selbsterkenntnis, in der Herzensfülle, die auch den niedrigsten unter den Menschen nicht ausschließt, in der förmlichen Verzichtleistung auf Sieg im Sinne des persönlichen Triumphes. Bei einem wirklichen Helden darf nicht der Ruhm das erste sein, sondern hier spricht in allererster Linie die Pflicht.

Ist es nicht gerade die Mutter, die sich oft selbst der ganzen Familie zum Opfer bringt — ist nicht gerade sie eines der schönsten Beispiele für wahres Heldentum?

Es war im Löttschental. Ein altes Mütterchen schleppte ihre Heubürde. Ihr Rücken war gebeugt von den Lasten, die er hatte tragen müssen. Das schmale, sonngebräunte Gesicht war zerfurcht. Durch ein hartes Leben hatte es die Frau verlernt, Mitleid mit sich selbst zu haben. Ihr Mann lag krank in einem Winkel der Hütte. In stillem Opfer hatte die Mutter ihre Kinder aufgezogen, doch gingen diese den Eltern im Tode voran, und niemand war um diese beiden Menschen besorgt, die sich kümmerlich durchs Leben schlugen. Sie